

# Verleger als Seismograph

Eine Ausstellung in Zürich feiert 150 Jahre Gleichberechtigung der Juden in der Stadt

Kinder sind hier die Hauptpersonen, Kinder aus Übersee, aus „Chutz-La'Aretz“. 1936 gab Jaakow Simon „Die vier von Kinnereth“ heraus, „Jüdische Jugendgeschichten aus dem neuen Palästina“, teils waren sie aus dem Hebräischen übersetzt. Solche Bücher sollten jüdische Kinder in Deutschland auf die Emigration vorbereiten. Bücher für deutsche Kinder, die ihr Staat vertreiben oder vernichten wollte. Gewidmet war das Buch dem „Habonim Noar Chaluzi“, dem Bund der jüdischen Jugendbewegung in Deutschland. Sein Herausgeber kam 1915 in Berlin zur Welt, er ging 1935 ins Exil, wurde später Orientalist und israelischer Diplomat und starb 1996 in Jerusalem.

Derzeit liegt eine Originalausgabe dieses Buches in einer Vitrine der Ausstellung „Das Jüdische an Mr. Bloom. Bücher, Menschen, Städte“ im Literaturhaus Strauhof in der Zürcher Altstadt. Dort beleuchten rund 300 Exponate, Bücher, Briefe, Billets, Postkarten und Fotografien die Geschichte jüdischer Verleger und Schriftsteller vor und nach der erzwungenen Emigration durch den Nationalsozialismus. Rare Dokumente aus dem Prager Kreis um Franz Kafka und Max Brod sind zu sehen, Erstausgaben von Else Lasker-Schüler und Anna Seghers, viele Bücher aus Exilverlagen wie Querido in Amsterdam.

Im Rahmen der „Woche der jüdischen Kultur Zürich“ stellte Martin Dreyfus Leihgaben aus einer einmaligen Sammlung zur Verfügung. Schon 1967, noch als Oberschüler, fing der heutige Lektor, Dozent und Publizist an, mit seinem Taschengeld Originalausgaben der Exilliteratur aus den Jahren 1933 bis 1950 zu erwerben. Seine mehr als 30 000 Bände umfassende Bibliothek in Thalwil gilt als die wohl größte Privatsammlung auf diesem Gebiet. Rund 300 Exponate aus der Sammlung sind noch bis 16. September im Strauhof zu besichtigen.

Das von Dreyfus verfasste Begleitheft widmet sich der Leistung von Verlegern wie Samuel Fischer, Gottfried Bermann-Fischer, Salman Schocken, Fritz Helmut Landshoff, Bruno Cassirer und Kurt Wolff, der 1913 erklärt hatte, er denke sich einen Verleger „als Seismograph“, der gesellschaftliche Erdbeben registriert, und der Franz Kafka wieder und wieder über „die Geringfügigkeit des Absatzes Ihrer Bücher“ damit tröstete, dass eines Tages die enorme Dimension seines Werkes erkannt werden wird. Dreyfus

nimmt auch Bezug auf Autoren wie Ernst Weiss, Franz Werfel, Else Lasker-Schüler, Leonhard Frank, Nelly Sachs und Wolfgang Hildesheimer, dessen Essay zur „Jüdischkeit“ der Joyce-Figur Mr. Bloom der Ausstellung den Namen verlieh.

Auf dem Programm der „Woche der jüdischen Kultur Zürich“ stand eine Hommage für Leonard Bernstein, es gab Konzerte, koschere Küche, Diskussionen, Vernissagen, Tanzdarbietungen, interreligiöse Dialoge und geführte Besuche der Bibliothek der Israelitischen Cultusgemeinde Zürich. Ein historisch-literarischer Stadtpaziergang feierte, wovon das übrige Europas nur träumen kann: „150 Jahre Gleichberechtigung der Juden in Zürich“.

1936 hieß es im Vorwort zu „Die vier von Kinnereth“: „Ihr wollt eben nicht von den ‚Problemen‘ hören, nein, ihr wollt wissen, wie lebt man in Palästina (...) und ihr habt vollkommen recht!“ So lasen die

## Rare Dokumente aus dem Prager Kreis um Franz Kafka

Von Ruba erfahren sie, dass er keine Eltern mehr hat: „Weit weg, jenseits des Meeres sind sie geblieben... Für immer...“ Die Kinder von 1936 hören „merkwürdige und furchtbare, ja haarsträubende Sachen“ aus Chutz-La'Aretz, und haben grundvernünftige Kinderpläne: „Wir werden ein s-e-h-r großes Schiff bauen, so groß wie von hier bis - - - dort! Und darin werden wir alle Juden nach Kinnereth bringen!“ Sie wussten, was Rettung bedeutet.

Auch an den Grenzen der hellen, demokratischen Schweiz zerschellte für viele die Hoffnung auf Rettung, und trotz allem war sie eine Oase in der Barbarei und ist es bis heute. 150 Jahre Gleichberechtigung der Juden - hätten sich Europas Hauptstädte an der Zürcher Zivilisation orientiert, die Welt wäre eine andere.

CAROLINE FETSCHER

— Literaturhaus Strauhof, Zürich, bis 16. September, Infos: [www.kulturstrudel.ch](http://www.kulturstrudel.ch)



Wer zieht die Figuren? Und wer wird auf dem Brett herumgeschoben? Lion Feuchtwangers Roman «Jud Süß» in der 1925 erschienenen Erstausgabe.

PD

## Die Dichter und die Knechte des Satans

*Jüdische Autoren und Verleger haben die deutsche Literatur geprägt. Wie sehr, zeigt das Museum Strauhof*

THOMAS RIBI

Gibt es so etwas wie jüdische Literatur? Und was wäre das denn? Literatur von jüdischen Autorinnen und Autoren, ja. Aber Franz Kafka, Stefan Zweig und Arthur Schnitzler zum Beispiel – haben die irgendetwas gemeinsam? Und vor allem: Ist das, was sie auszeichnet, bei Thomas Mann, Hermann Hesse oder Robert Musil so nicht zu finden? Vielleicht gibt es jüdische Literatur im gleichen Sinn, in dem man von Schweizer Literatur spricht. Nur, ob es die wirklich gibt, ist alles andere als unbestritten.

Keller, Dürrenmatt, das ist Literatur, die in der Schweiz entstanden ist. Oder doch mehr als nur das? Natürlich, was in der Schweiz geschrieben wird, ist von der Schweiz geprägt, irgendwie. Vom Land und von den Erfahrungen der Autoren. Erfahrungen macht man dort, wo man lebt. Aber heisst das, dass ein Schweizer Autor, der nicht in der Schweiz lebt, nicht zur Schweizer Literatur gehört? Oder zumindest nicht im gleichen Sinn? Schwierig zu sagen. Und was heisst das für die Frage nach der jüdischen Literatur?

### Verschiedene Dinge

Vielleicht bedeutet es gar nichts. Schweizer sein, Jude sein – das sind verschiedene Dinge. Schweizer kann man werden, indem man die Staatsbürgerschaft erwirbt. Jude werden, das kann man eigentlich nicht. Als Jude wird man geboren, und vielleicht bleibt man es, auch wenn man sich von seinen Wurzeln löst. Im Essay «The Jewishness of Mr. Bloom» sagt Wolfgang Hildesheimer von Leopold Bloom, dem Protagonisten von James Joyce' «Ulysses», er sei Jude «und sich dessen, obgleich getauft, nur allzu bewusst; und zwar mit jenem schlechten Gewissen des Konvertiten, der weiss, dass es durch seine Konversion zwar

einen Christen mehr gibt, aber keinen Juden weniger». Eine vertrackte Geschichte also. Und vielleicht ist die Frage am Ende ja müssig. Aber man kommt ins Grübeln, wenn man die grandiose Auslegung abschreitet, die zurzeit im Strauhof in Zürich ausgebreitet ist.

Die Sonderausstellung «Das Jüdische an Mr. Bloom», die im Zusammenhang mit der Woche der jüdischen Kultur gezeigt wird, setzt sich nicht zum Ziel, die Frage zu beantworten, was «das Jüdische» an den Autorinnen, Autoren und Verlegern sein könnte, deren Werk und Wirken sie in Erinnerung ruft. Aber die Frage schwingt natürlich mit, nicht nur, weil der Titel der Schau explizit darauf verweist. Und irgendwie bekommt man als Besucher auch eine Antwort. Oder zumindest den Versuch dazu.

Die Auswahl von Büchern, Erstausgaben, Dokumenten und Autografen, die im Strauhof zu sehen ist, stammt aus der Bibliothek des Zürcher Büchersammlers, Verlegers und Antiquars Martin Dreyfus. Sie zeigt eindrücklich, wie stark die deutsche Literatur des 20. Jahrhunderts von jüdischen Schriftstellern geprägt wurde und welche bedeutende Rolle den jüdischen Verlegern zukam. Einige kennt man heute noch: Samuel Fischer etwa, der Gerhart Hauptmann, Thomas Mann, Jakob Wassermann und Hugo von Hofmannsthal herausgab. Andere ruft die Ausstellung wieder in Erinnerung: So Paul Cassirer, der sich mit seinem Kunstverlag besonders um die Werke der deutschen Impressionisten Max Liebermann, Lovis Corinth und Max Slevogt kümmerte. Oder Kurt Wolff, bei dem die Werke von Franz Kafka, Franz Werfel, Karl Kraus oder Else Lasker-Schüler erschienen.

Bücher verlegen mag eine Kunst sein. Aber es ist vor allem ein Geschäft, und wer das nicht beherrscht, kann es nie zur Kunst entwickeln. Gerade Kurt Wolff war sich dessen sehr wohl bewusst. «Ich

will als Verleger nicht begeistert sein, sondern Bücher verkaufen», schrieb er 1916 an Heinrich Mann, dessen Roman «Der Untertan» er kurz nach dem Ersten Weltkrieg herausbrachte. Und weiter: «Ich will Ihre Bücher nicht als objets d'art meinem Verlag einreihen, will zu den cent liseurs, die da sind, cent mille hinzugewinnen, will für Sie und mit Ihnen viel Gel verdienen.»

### Der Unternehmer spricht

Da spricht der Unternehmer. Ein Unternehmer allerdings, der von seinen ehren Geschäftsprinzipien durchaus auch einmal abwich, wenn er von einem Autor überzeugt, vielleicht sogar begeistert war. Während Jahren betreute Kurt Wolff die Werke von Franz Kafka und tröstete diesen dann und wann höchstselbst darüber, dass sich seine Bücher schlecht verkauften. 1921 schrieb er ihm: «Sie dürfen die äusseren Erfolge, die wir mit Ihren Büchern erzielen, nicht als Massstab nehmen. Sie und wir wissen, dass es gemeinhin gerade die besten und wertvollsten Dinge sind, die ihr Echo nicht sofort, sondern erst später finden.»

Freilich, auch das ist eine Grundmelodie in Wolfs Briefen an Kafka: Honorare gibt es keine. Höchstens ein paar Bücher aus dem Verlagsprogramm. Dass Wolff sich von seinen Autoren nicht zu armen Tagen bringen liess, steht ausser Zweifel, und darüber empörte sich Else Lasker-Schüler. Unter dem Titel «Ich räume auf» veröffentlichte sie 1925 ein Pamphlet, das die von orientalischen Prinzen singende Traumtänzerin als Virtuosin der literarischen Invektive zeigt: Knechte des Satans seien sie, die Verleger, die sich aus dem, was die Dichter für sie täten, die Kassenschränke füllten.

Der Aufstieg der Nationalsozialisten veränderte das literarische Leben in Deutschland und Österreich auf einen Schlag. Bücher wurden verbrannt,

### Lion Feuchtwanger Jud Süß

Den Josef Süß Oppenheimer, Geh. Finanzrat des Herzogs Karl Alexander von Württemberg, denselben »Jud Süß«, den vor hundert Jahren Hauff in den Mittelpunkt einer seiner kleinen Erzählungen gestellt hat, hat Feuchtwanger zum Helden eines grossen Romans gemacht. Also ein neuer historischer Roman? Ja und nein. Alles Geschichtliche stimmt und wird Anschauung von stärkstem Leben: die geheimnisvolle Verkettung des Schicksals von Jud und Herzog, sein Aufstieg bis in schwindelnde Höhe, sein Sturz und Ende am Galgen. Und auch das »Romanhafte« könnte stimmen: die Rache des Juden am Herzog, dem er die Geliebte in die Arme treibt, der mit plumper Hand das Leben seiner Tochter zerstört. Alles Historische ist vom Innersten, Menschlichsten durchleuchtet und das Menschliche erhebt sich zum Symbolischen. Es ist der Roman des Juden überhaupt, und weder dem Juden noch dem Christen wird etwas geschenkt. Es ist eine der grossen Dichtungen, die ein erschütternder Spiegel des Lebens sind.

Die Ausstellung «Das Jüdische an Mr. Bloom» im Museum Strauhof in Zürich ist vom 24. August bis zum 16. September zu sehen. Die Woche der jüdischen Kultur beginnt am 29. August und dauert bis zum 2. September. Informationen unter [www.kulturstrudel.ch](http://www.kulturstrudel.ch).

# «Die Vielfalt ist eigentlich das Normale»

Charles Lewinsky spricht über das jüdische Leben in Zürich, das sich nun in Dutzenden von Anlässen spiegelt

*Rabbiner spielen in so vielen populär gewordenen Filmen mit jüdischem Hintergrund eine prägende Rolle. Wie war das in Ihrem Leben?*

Ich bin in einer ganz orthodoxen Familie in Wiedikon aufgewachsen, und in der orthodoxen Gemeinde war der Rabbiner natürlich eine Macht. Aber ich habe keine erfreulichen Erinnerungen an ihn, deshalb erzähle ich sie lieber nicht.

*Jetzt erst recht, bitte.*

Ich wurde als Bub aus dem Religionsunterricht verbannt. Interessant ist ja die Funktion des Rabbiners: Die Gemeinde wählt ihn, und von dem Moment an ist er die höchste Autorität in religiösen Fragen. Je orthodoxer die Gemeinde, desto unantastbarer ist er. Aber er hat keine priesterlichen Funktionen, die hat nur, wer aus einer Priesterfamilie stammt. Er ist quasi der religiöse Chefjurist.

*Und er ist Ziel zahlreicher Witze. Immer wieder, von Ephraim Kishon bis Woody Allen, ist von typisch jüdischem Humor die Rede. Gibt es den überhaupt?*

Dazu biete ich selbst eine Veranstaltung am Schlußtag unserer Kulturwoche. Die Wunder-Rabbi-Witze zum Beispiel waren ein Kampfmittel der aufgeklärten gegen die chassidischen Juden. Und Völker, die in einer grösseren Gesellschaft unterdrückt werden, entwickeln immer eine spezielle Art von Humor. Darum hat der jüdische auch viele Parallelen zum kurdischen. Es ist nicht so, dass die Juden von Natur aus humorvoll wären. Aber es gab Zeiten, da entwickelten sie ihre eigene Form. Es war sozusagen «die Zeit, in der die Juden Humor hatten». Das begann in den Tagen von Moses Mendelssohn und wurde mit Hitler beendet, da gab es nichts mehr zu lachen.

*Und heute?*

Ein aktueller jüdischer Humor existiert vor allem noch in Amerika, dort hat sich eine neue Form entwickelt, eine sehr lustige. Ich erkläre ein Thema gern anhand eines Witzes, das ist wie eine kondensierte Lebensweisheit.



«Ein Witz ist wie eine kondensierte Lebensweisheit»

Charles Lewinsky  
Drehbuchautor  
und Schriftsteller

sierte Lebensweisheit. Ganz speziell am jüdischen Witz ist seit je, dass Gott oft die Pointe liefert. Das kenne ich aus keiner anderen Religion. Der Klassiker ist der: Einer hat zwanzig Jahre lang jeden Tag gebetet: «Lieber Gott, lass mich in der Lotterie gewinnen.» Eines Tages öffnet sich der Himmel, und die Stimme Gottes erschallt: «Gib mir eine Chance, kauf dir ein Los!»

*Im Kino, das könnte diesen Herbst auch die Zürcher Romanverfilmung «Wolkenbruch» belegen, sind Geschichten mit jüdischem Hintergrund und Humor heute allgemein sehr populär.*

Ja, aber es braucht eine lebendige jüdische Kultur, damit das im zeitgenössischen Umfeld funktioniert. Und das ist in Europa sehr schwierig, ausser vielleicht in England.

*Der Schweizer Regisseur Dani Levy liefert in Deutschland Beispiele.*

Sehr gute sogar, aber vor allem mit aus der Zeit gefallen, historischen Figuren.

*Sie selbst haben 2006 mit der jüdischen Familiensaga «Melnitz» einen Bestseller gelandet.*

Der Erfolg überraschte mich damals sehr. Er hatte sicher auch damit zu tun, dass das ein Wohlfühlroman ist, in dem man es sich bequem machen kann wie in einer Hängematte. Doch es spielte auch mit, dass die Leute sagen: «Ach, das sind unsere Nachbarn, darüber wussten wir gar nichts!» Einen ähnlichen Effekt erhoffen wir uns von der Kulturwoche.



Manches jüdische Kulturgut – wie der Bagel – geht mit der Zeit, auch in Babi's Bagel-Shop in Zürich Enge.

ANNICK RAMP / NZZ

*Im Enge-Quartier wohnend, habe ich selbst das Gefühl einer Parallelwelt. Man geht an Männern mit Schläfenlocken und oft gesenktem Blick vorbei, ohne sich je mit ihnen auszutauschen. Das bezieht sich auf jenen Bruchteil der jüdischen Bevölkerung, dem man die Religionszugehörigkeit durch Kleidung und Frisur ansieht: die Orthodoxen. Viele von ihnen wollen unter sich bleiben, aus Angst, ihre Prinzipien zu verletzen. Ihr Leben ist bis ins Detail geregelt, sie fürchten, mit der kleinsten Veränderung könnten sie ihre religiösen Überzeugungen verraten. Dabei müsste doch diese Furcht unbegründet sein, wenn man von seiner Religion überzeugt ist.*

*Diesen Sommer waren vor einer Fussball-WM-Bar in Wiedikon drei jüdische Buben zu beobachten, die draussen fasziniert das Spiel mitverfolgten. Gleichzeitig war ihnen ihr schlechtes Gewissen von weitem anzusehen, ihre Zerrissenheit zwischen zwei Welten.*

Ein Bub aus einer ultraorthodoxen Gemeinschaft, die stark im eigenen Kreis lebt, hat Berührungängste unbewusst mitbekommen. Sich da zu öffnen, muss man zuerst lernen. Neulich sah ich in der Bar des Dada-Hauses zwei junge Männer mit Schläfenlocken sitzen und Bier trinken. Ich fand das wunderbar, das muss Normalität sein. Die Schweiz hat noch die Vielfalt an Ausrichtungen des Judentums, die andere Länder Europas kaum mehr kennen, von der superliberalen bis zur superorthodoxen Gemeinde. Diese Vielfalt ist eigentlich das Normale. Auch im Christentum haben ja die meisten, die an Weihnachten Kerzen anzünden, mit Religiosität wenig am Hut.

*War es schwierig, die einzelnen jüdischen Vereinigungen zum Mitwirken am «Kulturstrudel» zu bewegen?*

## Facetten jüdischer Lebenskultur in Zürich

urs. · Unter dem Titel «Kulturstrudel» werden in Zürich ab dem 26. August acht Tage lang Facetten des jüdischen Alltags gespiegelt – an Dutzenden Anlässen für Auge, Ohr und Gaumen. So zeigt das von einem jüdischen Verein betriebene Männerbad am Schanzengraben eine Fotoausstellung zu seiner Geschichte, die Israelitische Kultusgemeinde führt kulinarisch durchs jüdische Jahr, die Hugo-Mendel-Stiftung gibt Einblicke in die Arbeit des Thoraschreibers, der Strauhof betreibt literarische Spurensuche (siehe Feuilleton, Seite 39). Und als Schlussfeuerwerk wird am 2. September der «Europäische

Es war überraschend leicht, so dass wir vor allem noch koordinierend wirken. Wir sprachen die Organisationen und Gemeinden direkt an, alle waren mit Begeisterung dabei, stellten ein eigenes Programm auf die Beine. So bildet diese Woche die ganze Bandbreite des hiesigen Judentums ab. Und es sind auch viele nichtjüdische Kreise beteiligt.

*Was ist die Zielgruppe dieser Woche?*

Anders als die meisten jüdischen Anlässe richtet sich der «Kulturstrudel» nicht an ein jüdisches Publikum, sondern an alle Mitbürger, die von Juden und dem Judentum womöglich ein verschwommenes Bild haben. Besonders interessant finde ich das Angebot im Minjan Wollishofen, wo Jugendliche einfach Fragen stellen können. Den Kulturbegriff fassen wir weiter: Man kann sich ihm auch über Orte wie die Synagoge annähern, in die man als Aussenstehender sonst nie hineinkommt – und über den Bauch: Es gibt Erklärungen zu koscheren Speisegesetzen samt der Verkostung von Menüs, eine Führung durch den koscheren Supermarkt, einen Anlass zur Geschichte der Bagels.

*Kein Paris-Besuch sollte ohne Kostproben jüdischer Zuckerbäckerkunst im Marais stattfinden. Gibt es in Zürich vergleichbare Verlockungen?*

Es hat jetzt eine Koscher-Bäckerei in Wiedikon, die immer sehr gut besucht ist, auch von nichtjüdischen Kunden. Eine Art von Berlinern, die traditionellerweise am Hanukka-Fest gegessen wird, hat der Besitzer schon zu Tausenden verkauft, wie er mir erzählt hat.

*Die einzige koschere Metzgerei der Stadt an der Ämterstrasse muss ihr Fleisch importieren. Ist das hiesige Schächtverbot antisemitisch?*

Natürlich, zumindest im Ursprung. Das war die allererste Volksinitiative hierzu-

lande, das können Sie in «Melnitz» nachlesen. Heute steht es nicht mehr in der Verfassung, sondern im Tierschutzgesetz.

*Entspräche der Grad des Antisemitismus weltweit jenem in der Schweiz, wäre die Welt ein Paradies, haben Sie vor einigen Jahren gesagt. Gilt das noch?*

Antisemitismus hat auch hierzulande zugenommen, vor allem in Kantonen, in denen kaum Juden leben. Er ist gesellschaftsfähig geworden. Man sagt einfach nicht mehr: «Ich habe etwas gegen Juden», sondern: «Ich habe etwas gegen die israelische Politik.» Antisemitismus findet immer wieder neue Verkleidungen. Vielleicht gibt es uns deshalb immer noch. Ein ultraorthodoxer Verwandter sagte mir einmal, ohne Antisemiten hätte sich das Judentum längst in anderen Völkern aufgelöst wie Zucker im Tee.

*2001 wurde ein zu Besuch in Zürich weilender Rabbiner auf offener Strasse erschossen. Was hinterliess das für Spuren in der jüdischen Gemeinschaft?*

Die Blödsheit mancher Menschen lässt sich nicht heilen. Entscheidend ist aber, wie die Öffentlichkeit reagiert. Antisemitismus darf nicht zur Selbstverständlichkeit werden. Die Israelitische Kultusgemeinde Zürich, der ich angehöre, muss einen erschreckend hohen Teil ihres Budgets für Sicherheitsmassnahmen aufwenden – was eigentlich Aufgabe des Staates wäre.

*Hat Zürichs Gemeinderat nicht 2016 per Postulat angeregt, das zu verbessern?*

Das genügt noch nicht. Stellen Sie sich vor, welche Vorkehrungen man trafe, wenn es Angriffe auf katholische Kirchengemeindehäuser gäbe! In Deutschland und Frankreich steht ein Polizist vor jedem jüdischen Gemeindezentrum.

*In Westeuropa flammt Judenhass wieder auf. In Deutschland macht die These die Runde, mit der steigenden Zahl von Asylsuchenden aus Nahost und Nordafrika sei eine neue Form von Antisemitismus importiert worden.*

Das mag einen Teil erklären, aber der Antisemitismus brauchte noch nie Zuwanderer, um sich fortzupflanzen. Prägend dafür sind die Formen, die sich unter der Oberfläche der Gesellschaft entwickeln.

*Was ist die Wurzel dieser Feindseligkeit? Das Anderssein. Jede Gruppe hat Angst vor dem «Anderen» und sucht eine Gruppe, die sie als «die Anderen» bezeichnen kann. Wir jüdischen Mitbürger sind aber nicht anders, sondern einfach eine Gruppe Schweizer.*

Interview: Urs Bühler

www.kulturstrudel.ch

# Eine Welt von Geschichten

**Literatur** Die Ausstellung «Das Jüdische an Mr. Bloom» im Zürcher Strauhof zeigt das Wirken jüdischer Autorinnen und Autoren in der deutschsprachigen Literatur. Sie zeigt: Es geht um das Ganze.

**Stefan Busz**

Unter Glas liegt ein Brief der Schauspielerin Elisabeth Bergner, Adressat ist Alfred Polgar, der Schriftsteller. Das Datum des Schreibens: 31. Juli 1917. Der Inhalt: Die Bergner, damals noch eine kleine Aktrice am Zürcher Stadttheater, fragt den grossen Polgar freundlich an, ob er ihr nicht ein Stück schreiben wolle, Max Reinhardt werde es sicher aufführen – was für eine Chuzpe, denkt man, zeigt diese junge Frau. Aus dem Stück ist dann nichts geworden. Aber zwei Jahre später schreibt Polgar, dass in Fräulein Elisabeth Bergner, wie er glaube, eine grosse Schauspielerin stecke – «es witterleuchtet von Zukunft um diese Elisabeth».

Neben dem Brief, den Martin Dreyfus, der Kurator der neuen Strauhof-Ausstellung «Das Jüdische bei Mr. Bloom», einst an einer Auktion ersteigert hat, liegen Bücher, die das weitere Terrain abstecken. Da ist «Kleine Zeit» (1919) von Alfred Polgar, der so freundlich über die Bergner schreibt; da «Die Vierte Wand» (1924) von Paul Czinner, der die



Elisabeth Bergner 1929 im Film «Fräulein Else». Foto: ullstein bild, Getty Images

Schauspielerin heiraten und ins Exil begleiten wird – von Wien über London bis nach Hollywood. Seine Verfilmung von Arthur Schnitzlers Novelle «Fräulein Else» mit Bergner in der Hauptrolle hat den beiden den Weg in die Zukunft gebahnt.

#### Erschütterungen der Zeit

Ein Brief, drei Bücher, und schon erschliesst sich in einer Vitrine eine Welt von Geschichten. Man

sieht die Bücher und begegnet Menschen, Städten. Eine kleine Warnung: In der Ausstellung gibt es gar viele Vitrinen. Es droht das Schneewittchen-Sarg-Syndrom. Überall Bücher unter Glas. Da braucht es viel Liebe zu den Gegenständen, sie wieder ins Leben zu bringen. Der Bücher-mensch Dreyfus hat diese Liebe. Er könnte hunderttausend Geschichten über die Bücher aus seiner Sammlung erzählen.

Denn es geht um das Ganze. Die Ausstellung, die im Rahmen der Jüdischen Kulturwoche gezeigt wird, folgt den Wegen jüdischer Autorinnen und Autoren sowie Verleger durch ein Jahrhundert, vom Aufbruch in die Moderne, den Samuel Fischer mit der Gründung seines Verlags 1886 markiert, bis zur Rückkehr aus dem Exil nach 1945. Vertraut sind uns viele Namen: Else Lasker-Schüler, Franz Kafka, Franz Werfel, Egon Erwin Kisch, Nelly Sachs oder Hilde Spiel. Andere wie Leonhard Frank und Arthur Holitscher sind in Vergessenheit geraten.

Aber alle haben die deutschsprachige Literatur mit ihrer Art geprägt: von Berlin, Wien, Zürich, Prag bis nach Budapest, Czernowitz, Lemberg oder Triest. In diese Landschaft haben sich auch die Erschütterungen der Zeit eingeschrieben. «Ich denke mir den Verleger – wie soll ich sagen – etwa als Seismograph, der bemüht sein soll, Erdbeben sachlich zu registrieren», schreibt Verleger Kurt Wolff 1913 an Karl Kraus.

Eine Art Seismograf ist die Ausstellung selber. Denn sie er-

zählt auch die Geschichte jüdischer Verlage, die wie die Bücher ihre Schicksale haben: von Allert de Lange in Amsterdam bis zum Welt-Verlag. Die einzigen jüdischen Verleger, die nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges wieder nach Deutschland zurückkehrten, waren Gottfried und Brigitte Bermann Fischer; sie führten den S.-Fischer-Verlag in Frankfurt weiter.

Mit einem Verlag hat auch der Titel der Ausstellung zu tun. «Das Jüdische an Mr. Bloom» ist zwar der Reflex auf die Begegnung von James Joyce mit Italo Svevo in Triest: Leopold Bloom, der irische Katholik jüdischer Abstammung im Joyce-Roman «Ulysses», wird die Züge des italienischen Kaufmanns und Schriftstellers tragen, was Jahrzehnte später Wolfgang Hildesheimer zu seinem Essay über die «Jüdischkeit» des Mr. Bloom anregte. Aber gemeinsam an Svevo und Joyce ist: Sie hatten mit Daniel Brody, der den Rhein-Verlag von 1929 bis 1963 in Zürich führte, denselben Verleger.

Die Ausstellung läuft bis zum 16. September.



Strauhof: «The Jewishness of Mr. Bloom». Stefan Zweig, Ex Libris. Gestaltet von E.M. Lillien (=Ephraim Moses Lillien)

# Bücher, Städte, Schicksale

«Das Jüdische an Mr. Bloom» im Zürcher Literaturmuseum Strauhof

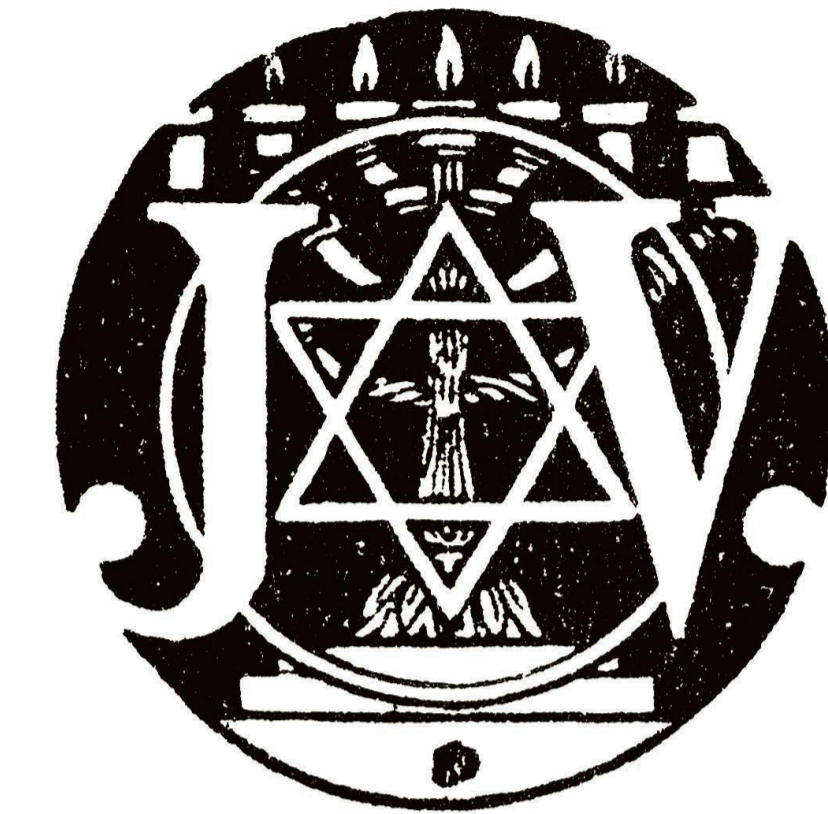
Von Thomas Waldmann, Zürich

Martin Dreyfus ist Basler. Unüberhörbar, obwohl er seit geraumer Zeit im Raum Zürich lebt. Aber die emotionale Heimat des pensionierten Buchhändlers, Verlegers und Antiquars sind die rund 30000 Bücher, die er in seinem Leben gesammelt hat. Kern dieses Schatzes sind Erstausgaben und frühe Drucke von deutsch-jüdischen Autorinnen und Autoren (von Schnitzler, Stefan und Arnold Zweig, Werfel, Kafka, Urzidil, Mehring, Toller, Brod, Seghers, Lasker-Schüler, Kesten, Polgar und anderen), die zu Beginn des 20. Jahrhunderts in ihrer Heimat stilbildend wurden für deutsche Literatur. Manche von ihnen wurden durch die erzwungene Emigration ab 1933 zur Exilliteratur. Ein kleiner Teil der Emigrierten fand nach 1945 zurück.

Ein repräsentativer Teil dieser Sammlung ist jetzt im Literaturmuseum Strauhof in Zürich ausgestellt, wobei insbesondere das Netzwerk der Verlage und Dichterkreise in Wien, Prag, Leipzig, Berlin, Triest, Amsterdam und Zürich spürbar wird. Auch Basel spielt eine wesentliche Rolle in der Bücher-schau, die ein Stück traurige Weltgeschichte widerspiegelt und zugleich bibliophile Augen und Herzen erfreut.

## Goll vermittelt Joyce

Man taucht ein in eine Welt der Sprach- und Buchkunst, des Vers- und Grafikexperiments zwischen Emanzipation und beginnendem Zionismus, Assimilation und Widerstand, Expressionismus, Jugendstil, Neuer Sachlichkeit, Flucht und Emigration. Zu Expressionismus und Assimilation gehören die Bücher von Yvan und Claire Goll aus



Das Markenzeichen. Logo des Jüdischen Verlags von Ephraim M. Lilien, 1901.

dem Basler Rhein Verlag, 1920 gegründet vom Verlagsbuchhändler Alfred Kober, mit finanziellen Mitteln des Stuttgarter Unternehmers Robert Bosch. Ziel der Verlagsaktivität war die deutsch-französische Verständigung. Yvan Goll stammte aus einer elsässisch-jüdischen Tuchhändlerfamilie, als Lyriker und Romancier war er stark vom deutschen Expressionismus beeinflusst.

1929 kaufte der ungarisch-jüdische Verleger Daniel Brody den Rhein Verlag

und siedelte ihn in München und später in Zürich an – mit einem Unterbruch der Emigration von 1933 bis 1947 führte er den Verlag bis 1963. Unter anderem dank Yvan Goll hatte sich der Verlag die deutschen Rechte für James Joyce gesichert (diese gingen in den 60er-Jahren an Suhrkamp), zum Programm gehörte auch Italo Svevo. Svevo und Joyce kannten sich aus Triest, wo Joyce seinen «Ulysses» zu schreiben begann und Züge Svevos in die Figur

des katholischen Iren jüdischer Herkunft, Leopold Bloom, einfließen liess. «Das Jüdische an Mr. Bloom», der abgewandelte Titel eines Essays von Wolfgang Hildesheimer, ist nun der Titel der Ausstellung im Strauhof.

## Zweig schreibt Widmer

Man begegnet Büchern von Hermann Kesten, der von 1977 bis zu seinem Tod 1996 in Basel lebte, liebevoll gestalteten Lyrikbänden von Else Lasker-Schüler, den «Ex Libris»-Vignetten von Stefan Zweig und Martin Buber, geschaffen vom aus der Region Lemberg stammenden Jugendstil-Künstler Ephraim Moses Lilien, der auch die Fotografie von Theodor Herzl auf dem Balkon des Basler Hotels «Drei Könige» schuf. Basler werden zudem rätseln über den handschriftlichen Brief Arnold Zweigs an den Basler Lehrer, Autor und Übersetzer Walter Widmer, den Vater von Urs Widmer. Zweig bat ihn 1946 aus Prag um Mitarbeit an einem zeitgeschichtlichen Werk.

Zu den Schmuckstücken der Sammlung gehören eine Postkarte des Wiener Kaffeehausliteraten Peter Altenberg an die Zeitschrift «Mistral» in Zürich und ein Brief der Schauspielerin Elisabeth Bergner vom 31. Juli 1917 aus Zürich: Sie bittet Alfred Polgar um ein Theaterstück mit einer grossen Rolle für sie. Daraus wird nichts, aber einige Jahre später schafft sie mit der öffentlichen Lesung von Arthur Schnitzlers «Fräulein Else» den Durchbruch. Erstausgaben bei S. Fischer und Paul Zsolnay (1924) liegen neben Bergners Brief in der Vitrine.

**Strauhof**, Zürich. Bis 16. September. Di–Fr 12–18 Uhr, Do 12–22 Uhr, Sa–So 11–17 Uhr [www.strauhof.ch](http://www.strauhof.ch)